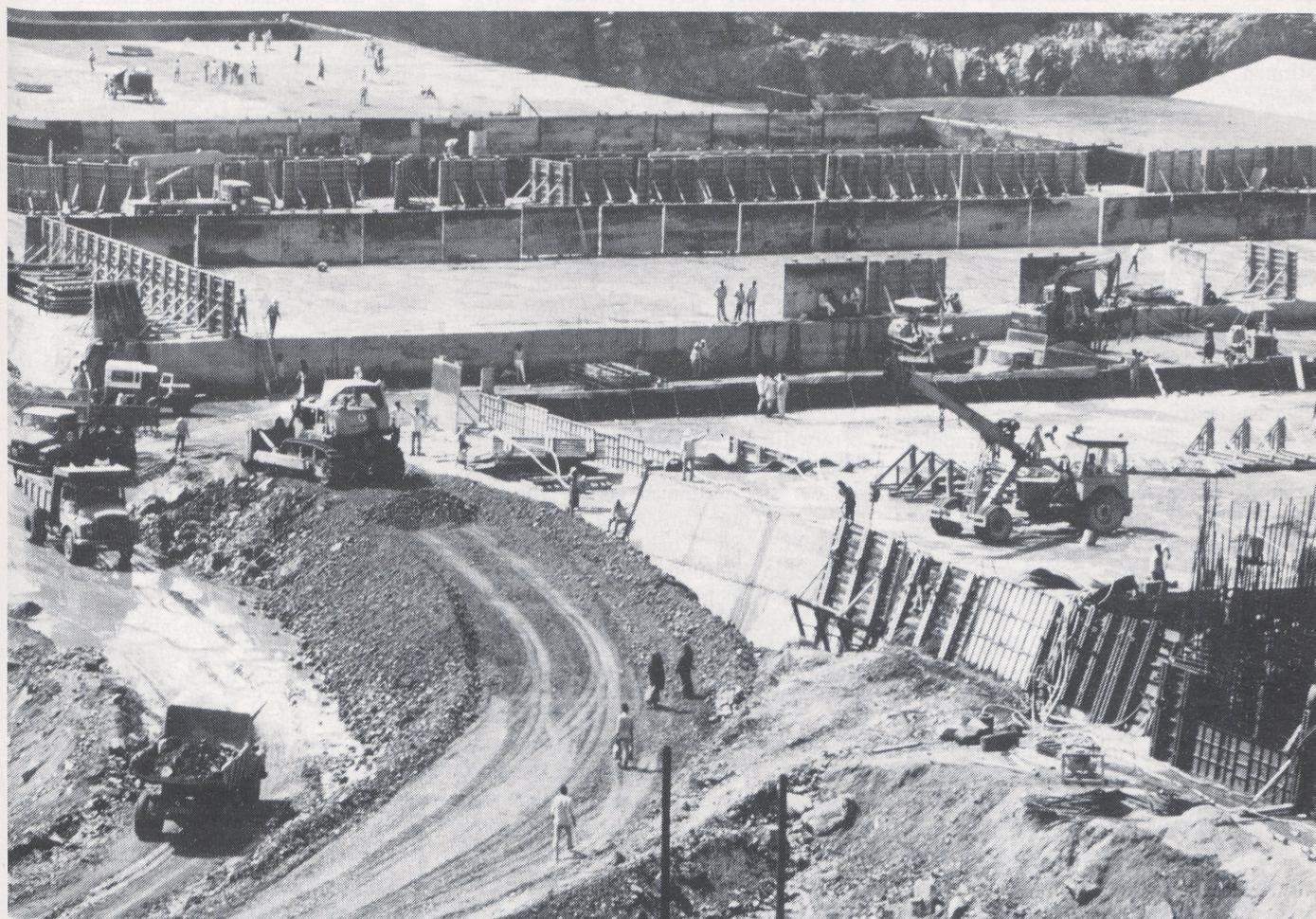


# "Diese Leute zerstören unser Leben"

## Vom Kampf der Bevölkerung gegen das Narmada-Projekt

Text und Fotos von Bruni Weißen

Seit über zwei Jahren koordiniert die Autorin bei der Aktionsgemeinschaft Solidarische Welt mit ihrem Kollegen den Widerstand gegen das Sardar-Sarovar-(Narmada-)Staudamm-Projekt (Indien) in der Bundesrepublik. Im Oktober hatte sie Gelegenheit, die Arbeitsweise der indischen "Bewegung zur Rettung der Narmada" kennenzulernen und sich ein persönliches Bild vom Staudamm zu machen. Dieses gigantische Projekt, das 240.000 Menschen aus ihrer Heimat vertreiben oder um Teile ihres Landes bringen und insgesamt über 35.000 Hektar Ackerland und Wald überschwemmen soll, wird unter anderm mit einem Kredit der Weltbank und damit aus deutschen Steuergeldern finanziert. 'Südasiens' berichtete in den letzten Jahren regelmäßig über Hintergründe sowie Fortschritte und Fehlschläge des internationalen Widerstandes gegen dieses Projekt.



Baustelle des Sardar-Sarovar-Dammes

19.10.1992, Vadodara (Baroda)

Das Büro der "Narmada Bachao Andolan" (Bewegung zur Rettung der

Narmada) in Baroda ist über zwei steile Stiegen zu erreichen. Ein Seil dient als Handlauf und erweist sich später beim Abstieg als unentbehrlich. Himanshu, einen der Aktivisten der Andolan, hatte

ich bereits am Flughafen kennengelernt. Jetzt schließe ich auch mit Nandini Bekanntschaft und kann damit zum zweiten Mal einem mir schon bekannten Namen ein Gesicht zuordnen. Beide arbeiten als

"full-timer" der Andolan, wir kannten uns aus Briefen und Telefongesprächen und die beiden waren auf mich ähnlich neugierig wie ich auf sie. Alle AktivistInnen der Andolan - bis auf Medha Patkar, die national wie international bekannteste Symbolfigur der Andolan - sind relativ jung, noch keine dreißig. Vielleicht ist das ein Grund, warum die Bewegung mit wenig Mitteln und viel Enthusiasmus schon so erfolgreich sein konnte. Nicht einmal ein Gehalt kann die 'Narmada Bachao Andolan' momentan ihren AktivistInnen zahlen; im letzten Jahr gab es noch 200 Rupien Taschengeld im Monat. Nandini ist jetzt seit zwei Jahren "full-timer". Sie wird von ihren Eltern unterstützt, aber viel braucht sie nicht zum Leben: nur Kleidung muß sie manchmal kaufen. Für den täglichen Bedarf an Lebensmitteln gibt es eine gemeinsame Haushaltskasse, die durch Freunde und Gönner unregelmäßig aufgefüllt wird. In den Dörfern an der Narmada, in Manibeli, wo die Andolan ein Haus hat, und auch im Büro in Badwani gibt es Lebensmittelspenden von der Bevölkerung. Unterwegs bei den Informationstouren werden die AktivistInnen ohnehin in den Dörfern verpflegt.

Insgesamt sechs oder sieben "full-timer"-AktivistInnen gibt es zur Zeit. Kurz nachdem Medha Patkar sich vor sieben Jahren entschlossen hatte, die vom Staudamm Betroffenen an der Narmada über ihre Rechte aufzuklären, stieß Arundati zu ihr, um sie bei ihren Fußmärschen durch die Dörfer zu begleiten. Die beiden Frauen kannten sich von der Universität her, an der beide Soziologie studiert haben. Ein Jahr später entschloß sich Shripad, in der Andolan mitzuarbeiten. Er hatte bereits als Computerfachmann gearbeitet, fand aber, sehr zum Mißfallen seiner Eltern, daß er statt Karriere zu machen lieber in der Bewegung arbeiten wolle. Nicht viel später kam sein Studienfreund Himanshu dazu. Anstatt - wie etwa die Hälfte seiner Studienkollegen am Eliteinstitut in Bombay - in die USA zu gehen, zog auch er es vor, gegen den Staudamm zu arbeiten. Zu diesem Zeitpunkt war nämlich längst klar, daß die Probleme, die das gigantische Projekt für die Bevölkerung aufwirft, nicht mit Rechtsansprüchen und Kompensationen zu lösen sind. Das hinter dem Projekt des Staudamms stehende Entwicklungskonzept, der Glaube an eine unreflektiert aus den Industrieländern übernommene "Modernisierung", ist das eigentliche Problem. Als Nandini nach einer längeren Zeit als "Freiwillige" vor etwa zwei Jahren zur "full-timerin" wurde, war der Staudamm zum Symbol für eine fehlgeleitete Entwicklung geworden.

Bis auf die gerade vorgestellten Akti-

vistInnen der Andolan kommen alle, die langfristig in der Bewegung arbeiten, aus den betroffenen Gebieten. Bei vielen weiß man nicht recht, wie man sie bezeichnen soll. Sie leben in ihrem Dorf und sind als Ansprechpartner immer da, organisieren Versammlungen, verbreiten die neuesten Informationen. Geld erhalten sie alle nicht, die meisten werden von ihren Familien "mit durchgezogen". Ebenfalls ohne Bezahlung arbeiten die "Freiwilligen", häufig StudentInnen, die die AktivistInnen für einen oder mehrere Monate unterstützen.

Das Büro in Baroda ist spartanisch eingerichtet: Zwei Räume, zusammen genommen etwa 25 Quadratmeter, stehen den AktivistInnen als "Operationsbasis" zur Verfügung: der kleinere wird als Küche, Waschstelle und Aufbewahrungsraum für die persönlichen Sachen der AktivistInnen benutzt, die dort in Tüten und Taschen zwischengelagert werden. Der größere dient zugleich als Büro- und Schlafräum. Auf dem winzigen Balkon ist in einem Holzverschlag die Toilette untergebracht. Die Grundfläche ist wirklich nicht groß, trotzdem ist erstaunlich viel Platz im Büro. In der einen Hälfte des Zimmers stapeln sich Papiere auf dem Fußboden; Büroutensilien hängen an der Wand. Strohmatten, die die andere Hälfte des Raumes bedecken, dienen tagsüber zum Sitzen, nachts zum Schlafen. Erst später fällt mir auf, warum der Raum so groß erscheint. Es gibt nicht ein einziges Möbelstück: keinen Tisch, keinen Stuhl, keine Schreibmaschine, kein Telefon.

Sichtlich angeschlagen liegt eine junge Frau auf der Strohmatten unter einer Decke. Shyamala, die für einige Zeit als "Freiwillige" bei der 'Narmada Bachao Andolan' arbeitet, ist, wie auch Medha, mit der sie zusammen gerade von einer längeren Tour zurück ist, an Malaria erkrankt. Sie haben einige vom Staudamm bedrohte Dörfer in Madhya Pradesh besucht und den Bewohnern vom Projekt, vom Widerstand, ihren Rechten und der aktuellen Entwicklung erzählt. Zur Zeit grassiert eine besonders gefährliche Malaria-Art in der Gegend, möglicherweise aufgrund des Staudamms. Der Weg entlang der Narmada zu den abgelegenen Dörfern ist anstrengend und Nebenflüsse haben die beiden Frauen - zum Teil brusthoch im Wasser - zu Fuß durchwaten. Dieser anstrengende Fußmarsch hat sie beide zusätzlich geschwächt. (Einige Tage später erzählt Medha, daß sie von einem Tierschutzverein drei Ponys geschenkt bekommen haben. Jetzt müssen sie nur noch reiten lernen.)

Shyamala fühlt sich noch sehr schwach, aber heute abend wird sie zum ersten Mal wieder etwas essen. Alle ma-

chen sich Sorgen um Medha. Seit ihrem 28-tägigen Fasten im vergangenen Jahr aus Protest dagegen, daß dem Demonstrationszug der Weitermarsch nach Gujarat verboten wurde, ist sie nicht mehr so widerstandsfähig und im Moment liegt sie in Dhulia im Krankenhaus. Man habe sie dort völlig falsch behandelt, es wäre besser, wenn sie nach Bombay käme, ist die einhellige Meinung. Sobald sie kräftig genug ist für diesen immerhin etwa 500 Kilometer langen Weg soll sie nach Bombay gebracht werden. Erst vier Tage später, als Medha sicher in Bombay angekommen ist, lassen die Sorgen um ihren Gesundheitszustand nach.

Bald nach meiner Ankunft verläßt uns Himanshu. Lori Udall vom EDF in Washington hat ihren Anruf angekündigt. Die Telefonnummer der Andolan gehört zu einem Apparat, der in einem Büro auf der gegenüberliegenden Straßenseite steht. Immer wieder in den nächsten Tagen werde ich erleben, daß irgendwelche "Freunde" in solchen und ähnlichen praktischen Formen die Bewegung unterstützen. Die Verankerung der Andolan in der Bevölkerung erinnert mich an den bekannten Spruch von der Guerilla, die in der Bevölkerung schwimmt wie ein Fisch im Wasser. Die Andolan ist allerdings eine friedliche "Guerilla".

## 20.10.92, Kevadia Colony, Manibeli

Noch am Vorabend hatte Nandini mir die Planung für meine Reise erzählt: Ich werde Arundati zur Dammbaustelle des Sardar-Sarovar-Dammes in der Nähe von Kevadia-Colony und in einige Dörfer begleiten. Zwei Tage später erwartet mich Shripad, den ich schon in Deutschland und in Japan getroffen habe, in Badwani.

Auf dem Weg von Baroda nach Kevadia-Colony fällt vor allem die Straße auf: Der Bus fährt mit einem für Indien atemberaubendem Tempo. Nur in den Dörfern, wenn der Bus zur Haltestelle von der Nationalstraße abbiegt, besteht die Straße wieder überwiegend aus Löchern, zwischen denen Stückchen von Asphalt verloren herumliegen. Wir nähern uns der Narmada: Es gibt Narmada-Reifen, eine Narmada-Tankstelle, eine Fabrik, die Narmada-Zement herstellt. Kurz vor Kevadia-Colony der erste Hinweis auf die Baustelle: ein Abzweig führt zu "Manager-Bungalow, Kevadia Colony". Dem Ort selber sieht man zunächst nicht an, daß er vor 30 Jahren künstlich errichtet wurde. Nur die neueren Arbeitersiedlungen, Häuser aus Zement, entworfen auf dem Schachbrett und alle im gleichen Stil vierstöckig gebaut, passen nicht in diese dörfliche Gegend. Sechs Dörfer wurden damals zerstört, um Platz für die Arbeiter

an der Dammbaustelle zu schaffen. Die Vertriebenen sind bis heute nicht als Projekt-Betroffene anerkannt, erhielten nur den Gegenwert einer Ernte als "Entschädigung" für den Verlust ihrer Felder und ihrer Heimat.

In Kevadia-Colony treffe ich Arundati, Rahmat, den Künstler unter den Aktivisten, der für die Zeichnungen in den Andolan-Berichten verantwortlich ist, und Shantilal, den Fahrer des Andolan-Jeeps. Der Jeep ist eine Leihgabe einer "befreundeten" Organisation, in zwei Jahren wollen sie ihn, oder was dann noch von ihm übrig ist, zurückhaben. Später entdeckte ich, daß die Amaturen nicht funktionieren und die Windschutzscheibe die einzig noch vorhandene Scheibe ist: Nach einer Stunde Fahrt ist das gesamte Wageninnere inklusive Insassen von Staub überzogen.

Wir fahren zuerst in die Gegend, die vom Bau des Kanals betroffen ist. Arundati erzählt, daß die Andolan ihre Aktivitäten bisher weitgehend auf die Gegend konzentriert hatte, die im Stausee untergehen soll. 100.000 Menschen müssen ihre Heimat verlassen, wenn es nach den Plänen der Regierung geht. Wie der Bericht der unabhängigen Untersuchungskommission unter der Leitung des ehemaligen UNDP-Leiters Bradford Morse im Auftrag der Weltbank gezeigt hat, sind von den Kanalbauten noch mehr Menschen betroffen. Insgesamt 140.000 Menschen verlieren einen Teil ihres Landes oder ihren gesamten Besitz, wenn der Kanal wie geplant gebaut wird. Etwa 140 Kilometer des Hauptkanals sind mittlerweile ausgehoben, zum Teil ist er bereits vollständig am Boden und an den Wänden ausbetoniert, zum Teil fehlt der Beton noch - weil zwischendurch immer mal das Geld ausging, wie Arundati erklärt. Die Schneise, die der Kanal in die Landschaft und die Besitztümer der Bauern geschlagen hat, ist mehr als einen halben Kilometer breit. Sungam ist eines der Dörfer, das direkt vom Kanalbau betroffen ist. Bisher konnte der kleine Bach, der durch das Dorf fließt, ungehindert seinen Weg zur Narmada nehmen, jetzt ist die Betonwand des Kanals ein unüberwindbares Hindernis. Seitdem steht Sungam während der Regenzeit teilweise unter Wasser. Alle Bauern, deren Felder auf der anderen Seite des Kanals liegen, müssen jetzt lange Wege bis zur nächsten Brücke zurücklegen. Selbst die neue Brücke, die sich zur Zeit in Bau befindet und in etwa zwei Jahren vielleicht fertiggestellt sein wird, ist gut zwei Kilometer entfernt. Das verlängert die Dauer der Anfahrt zum Feld mit dem Ochsenkarren um etwa eine Stunde pro Weg.

In Undwa treffen wir Bheyga, einen alten, weißhaarigen Mann, der wegen des Narmada-Projektes fast seinen ge-

samten Besitz verloren hat. Früher war er reich, besaß 19 acres Land, heute ist er nur noch Kleinbauer. Zuerst wurde die Straße für Kevadia-Colony gebaut und er verlor einen Teil seines Landes, danach der Kanal. Zwei acres Land sind ihm noch geblieben. Später zeigt er uns die Bäume, an denen er seine alte Hofstatt noch erkennen kann. Sein Haus hat er an einer anderen Stelle wiederaufgebaut.

Zusammen mit Bheyga und einem weiteren Dorfbewohner fahren wir in ein gemischtes Dorf von Tribals (Stammesbevölkerung) und Hindus zu einer Versammlung von Kanal-Betroffenen. Das Haus von Mohan, in dem einige Sprecher der umliegenden Dörfer sich versammeln, ist ein typisches Tribal-Haus, das von außen eher wie eine große Scheune aussieht, gebaut aus einem mit Lehm verkleideten Strauchgeflecht. Innen zeigt sich, daß diese "Scheune" unterteilt ist in einen geräumigen Vorraum, in dem die Versammlung stattfindet, und das eigentliche Wohnhaus. Dieser Vorraum, in dem nachts auch das Vieh untergebracht wird, ist angenehm kühl, nicht zuletzt deshalb, weil das Dach die Sonne abhält, aber nicht hermetisch mit der Wand abschließt, sondern genug Ritzen für eine ausreichende Lüftung hat. Die Außentemperatur beträgt über 30 Grad. Ein Meisterwerk an Architektur und Anpassung an das Klima ist dieses Haus im Vergleich zu den Blechhütten der schon Umgesiedelten, die wir am Nachmittag besuchen werden.

Die Versammlung war kurzfristig aufgrund unseres Besuchs angesetzt worden. Über einen Boten werden die Teilnehmer benachrichtigt. Während der Wartezeit erzählt Arundati, daß viele der Dorfbewohner 1981 wegen der Kanäle Teile ihres Landes oder sogar ihr ganzes Land verloren haben. Als Kompensation erhielten sie 2.800 Rupien pro acre, der Marktpreis für Land in dieser Gegend beträgt zur Zeit fast das Zehnfache, 25.000 Rupien. Wie sollen sie da Land kaufen können? Als die Dorfbewohner den Beamten damals solche Fragen stellten, war die Antwort, daß sie eben leiden müßten, damit viele andere profitieren können. Die Vertreter der Regierung bzw. der Staudammgesellschaft versprachen ihnen damals Land, Brunnen, Schulen und Arbeitsplätze. Nicht eines dieser Versprechen wurde eingelöst. Heute sind sie alle Kleinstbauern oder Landlose. Besonders erbost waren die Menschen, weil das Geld, das sie als Kompensation für ihr Land erhielten, noch vor der Auszahlung mit den Schulden verrechnet wurde, die sie gemacht hatten, um Brunnen bauen zu können. Der Brunnen war mit dem Land verloren, aber den Kredit der Regierung

mußten sie trotzdem zurückzahlen.

Nach etwa einer halben Stunde Wartezeit sind ein Dutzend Männer anwesend. Die älteren Männer tragen den traditionellen Dhoti, einen um die Hüften gewickelten Lendenschurz, und - aus Anlaß des Treffens - ein Oberhemd. Die wenigen Jüngeren tragen Hosen, einer von ihnen eine Uhr am Handgelenk. "Warum keine Frauen?" frage ich und Arundati zuckt die Schultern: "Wir hatten einfach noch keine Zeit, uns auch darum zu kümmern. In den reinen Tribal-Dörfern wechseln Männer und Frauen sich bei den Versammlungen manchmal ab. Bei den Bhil, zu diesem Stamm gehören die meisten Tribals hier, entscheiden die Frauen immer mit."

Bheyga erzählt: "Fast alles Land haben wir für den Bau der Straße und des Hauptkanals verloren. Beim Hauptkanal boten sie mir schließlich 4.000 Rupien, weil ich mich weigerte, mein Land zu verkaufen. Ich wollte aber den Marktpreis haben. Schließlich haben sie zugestimmt, mir den Marktpreis zu zahlen. Aber als das Geld dann ausgezahlt wurde, haben sie weniger gezahlt als vereinbart." Trotz des Unrechts, das man ihm zufügte, ist Bheygas Stimme ganz ruhig, als er fortfährt: "Wenn ich jemandes Hand breche, komme ich ins Gefängnis. Aber diese Leute, die unser Leben zerstören, die können das einfach tun und ihnen passiert gar nichts. Ich bin jetzt ein alter Mann, mir macht es nichts, wenn ich den Rest meines Lebens im Gefängnis verbringe. Wer es wagt, wegen des Kanals noch einmal in mein Haus zu kommen, dem werde ich die Hand brechen. Ich könnte ihn auch umbringen. Ich werde ihnen mitteilen, daß ich jeden, der wegen des Kanals in mein Haus kommt, umbringen werde. Als Zeichen mache ich eine schwarze Flagge auf mein Haus. Wir alle sollten das tun, damit sie unser Leben nicht noch weiter zerstören."

Arundati erzählt von den letzten Ereignissen: Über den Brief, den der Leiter der unabhängigen Untersuchungskommission Morse an den Präsidenten der Weltbank, Herrn Preston, geschrieben hat. Morse fordert, daß die Weltbank das Staudamm-Projekt nicht weiter unterstützen sondern erstmal davon zurücktreten solle. Dann liest Arundati verschiedene Zeitungsberichte vor - über die Diskussionsveranstaltung zwischen Medha Patkar und dem Ministerpräsidenten von Gujarat, den herzlichen Empfang, den die Honoratioren von Jamnagar Medha ganz überraschend auf dem Bahnhof bereiteten. Besonders interessant für die Anwesenden ist die Verlautbarung der Weltbank, daß jetzt auch die durch den Kanal Betroffenen - also sie selber - als Projektbetroffene anerkannt und wie Stausee-Betroffene be-



Am Ufer der Narmada: Der Schlamm ist äußerst fruchtbar.

handelt werden sollen. Glauben werden sie es aber erst, wenn sie Taten gesehen haben. Zu oft sind sie bisher belogen worden.

Mohan, der Gastgeber, schenkt uns vor unserer Weiterfahrt noch Zitronen aus seinem Garten, die wir am Abend direkt zu Pickles verarbeiten. Er hat einen tief in den Felsen gehauenen Brunnen hinter dem Haus mit wunderbar klarem Wasser, der noch nie versiegte. Seine neuen Felder liegen aber viel zu hoch, als daß er sie - wie die alten, die dem Kanal zum Opfer fielen - damit bewässern könnte.

### Umsiedlungsdorf

Um diese Probleme können ihn einige Einwohner der neuen Rehabilitations-Siedlung, die wir am Nachmittag besuchen, nur beneiden. Sie warten noch immer darauf, daß man ihnen überhaupt das versprochene Land zuteilt. Arundati erklärt, daß es sich bei diesem Dorf um das Vorzeige-Umsiedlungsdorf handelt, von dem der deutsche Staatssekretär im BMZ, Herr Repnik, bei seinem Besuch vor zwei Jahren behauptete, für indische

Verhältnisse ginge es den Menschen dort doch recht gut. Es gibt sogar Elektrizität - bis auf eine illegal gezogene Leitung allerdings keine Anschlüsse für die Häuser. Die beiden Pumpen funktionieren schon seit längerem nicht mehr, die einzige Wasserquelle ist der Brunnen. Das ist bitter, wenn man Vieh zu versorgen hat, für das jeder Eimer Wasser mühsam mit einer Winde aus der Tiefe geholt werden muß. Die von der Regierung zur Verfügung gestellten Wellblechhütten, Reihen von fünf oder sechs aneinander grenzenden großen Räumen, in denen jeweils eine Familie mit ihrem Vieh lebt, werden noch bewohnt. Die Bewohner beklagen sich, daß sie schlechtes oder noch gar kein Land erhalten haben, wovon sollen sie leben, sie müssen als Tagelöhner auf fremden Feldern arbeiten. Die Regierung würde sich nicht um sie kümmern, ständig kämen Besucher, aber sie brächten keine Verbesserungen.

Nach dem Vergleich mit einem traditionellen Tribal-Dorf am nächsten Tag wird deutlich, daß hinter den Umsiedlungen ein System steckt: Die Tribals sollen "modernisiert" und "aus der Steinzeit" in das Zeitalter der Moderne

katapultiert werden. Dazu gehört, daß man ihre traditionelle Wohn- und Wirtschaftsform zerstört und sie zwingt, eine "moderne" Lebensführung zu übernehmen. Das traditionelle Tribal-Dorf im Bereich der Narmada ist eine Ansammlung von Gehöften, die jeweils in den dazugehörigen Feldern liegen; einen Dorfkern gibt es nicht. Gebirgsbäche liefern das notwendige Wasser für das Vieh. Das Umsiedlungsdorf hat dagegen eine völlig andere Struktur. Es besteht aus einer Ansammlung von relativ dicht beieinander liegenden Häusern, das umgebende Land ist nicht besonders fruchtbar, der Großteil des bislang zugewiesenen Landes ist weit vom Dorf entfernt. Noch entscheidender jedoch ist, daß es weit und breit kaum Bäume gibt. In der Zeit vor der neuen Ernte leben Tribals von den Früchten des Waldes: Wurzeln, Baumfrüchten, Kernen und Nüssen. Das ist in diesem Umsiedlungsdorf nicht möglich. Dadurch sind sie gezwungen, ihr als "Notgroschen" gehaltenes Vieh zu verkaufen; später werden sie sich verschulden müssen, um die letzten Monate vor der nächsten Ernte zu überleben. Die zwangswise Umstellung ihrer bisheri-

gen Lebensweise treibt sie automatisch in die Situation, als Lohnabhängige Geld verdienen zu müssen. Das wiederum wird ihnen, nach offizieller Lesart, ein "modernes Leben" ermöglichen.

### Der Staudamm

Wir fahren zurück nach Kevadia-Colony und - endlich - an die Dammbau-stelle des Sardar Sarovar Staudamms. Ein Schild "Prohibited Area" (Sperrbezirk) kennzeichnet den Eingang zum Projektgebiet. Zwei separate Kontrollstellen mit Schlagbaum, die eine unterhalten von der Regierung und mit Polizisten bestückt, die andere zweihundert Meter weiter von der Staudammgesellschaft, sollen dafür Sorge tragen, daß niemand unbefugt dieses Gebiet betritt. Eine Erlaubnis zum Betreten des Gebietes ist in einem Büro auf dem Gelände - für dessen Betreten die Erlaubnis erforderlich ist - erhältlich. Den Andolan-Jeep kennt allerdings jeder Polizist in dieser Gegend, wir können ohne Anhalten passieren. Niemand erwartet von den Insassen, daß sie eine Genehmigung einholen.

Der Damm ist größer, als ich ihn mir nach den Photographien, die ich bisher gesehen hatte, vorgestellt habe. Andererseits war ich davon ausgegangen, daß der Bau erheblich fortgeschritten sei in den zwei Jahren, die verstrichen sind, seit die Aufnahmen entstanden. Dem ist nicht so. Auf den ersten Blick wird deutlich, daß die Bauarbeiten zwischenzeitlich geruht haben. Auch im Moment wird kaum gearbeitet. Im September mußte die Regierung Gujarats zugeben, daß sie kein Geld mehr hat: Nur noch die Löhne und Gehälter der Angestellten und Beamten des Bundesstaats sollen ausgezahlt und alle Sonderausgaben, namentlich die Arbeiten am Sardar Sarovar Staudamm, erheblich eingeschränkt werden. Da die meisten Arbeiter am Staudamm keine festen Arbeitsverträge haben, sondern Tagelöhner sind, verlor damit über 2.000 Arbeiter schlagartig ihr Einkommen.

Noch immer hat der Damm diese "Zahnlücke", wie ich die ausgesparte Stelle in der Mauer genannt habe. Sie verhindert, daß sich bei Monsun ein Rückstau bildet und Dörfer überschwemmt, die noch nicht umgesiedelt sind. Diese Zahnlücke ist auch eine Auflage der Weltbank, nach deren Richtlinien mindestens ein Jahr vor Überflutung alle Betroffenen umgesiedelt sein müssen. Aktuell weigern sich an der Narmada nach Angaben der Andolan bereits über 100 Dörfer umzusiedeln. Selbst die Regierung gibt mittlerweile zu, daß 25 Prozent der Dörfer, also etwa 65, nicht umsiedeln wollen.

Nach sechs Kilometern entlang der

Narmada gelangen wir auf die Höhe von Manibeli, des Dorfes, das in der Geschichte des Widerstands gegen den Staudamm eine wichtige Rolle spielt. In Manibeli warten zur Zeit des Monsuns die "Save or drown Squads" (Retten-oder-Ertrinken-Gruppen) darauf, daß das Wasser steigt. Da die "Zahnlücke" nicht bis ganz herunter ins Flußbett reicht, sondern diese Ausparung in der Staumauer erst ab einer Höhe von etwa vier bis fünf Metern gelassen wurde, gibt es nach jedem Monsun einen Rückstau, der bei entsprechenden Regenfällen in der Lage wäre, die ersten Dörfer vorübergehend zu überschwemmen. In den letzten beiden Jahren regnete es zum Glück nur so stark, daß die Menschen, die entschlossen sind, lieber zu ertrinken als ihr Land zu verlassen, kurz davor waren, sich nasse Füße zu holen: Bis auf einen halben Meter unterhalb des Platzes, an dem die Gruppen saßen, stieg das Wasser.

Der Jeep wird am Ufer geparkt und dann hört man Arundati laut über den Fluß rufen: "Raaamaaa! Raaamaaa!" Etwas ähnliches wie "Jaaahaa" kommt schließlich zurück. Rama, der Fährmann von Manibeli, hat uns gehört und wird uns abholen. Das Boot, das er steuert, wurde der Andolan kürzlich geschenkt und dieses Geschenk hat auch einen hohen symbolischen Wert. Es waren nämlich Gruppen aus Kuchch, der Gegend in Gujarat, die angeblich vom Staudamm profitieren soll und die ihre Solidarität mit dem Kampf der Andolan bekundeten, indem sie das Geld für dieses Boot sammelten. "Ihr habt jetzt sieben, acht Jahre gegen diesen Damm gekämpft", haben sie gesagt, "jetzt sind wir dran und Ihr könnt Euch ein bißchen ausruhen." Ausruhen werden die AktivistInnen sicherlich nicht, aber zu wissen, daß jetzt endlich auch in Gujarat die Unterstützung gegen den Damm wächst - und das erheblich, wie auch der erwähnte Empfang Medhas auf dem Bahnhof von Jamnagar zeigte - das bringt wieder neuen Schwung.

Natürlich gibt es keine Bootsanlegestelle oder auch nur ein Brett, das den Weg vom schlammigen Flußufer ins Boot vereinfachen könnte. Aber die Narmada kennt sowieso nur, "wer wenigstens einmal in ihrem Schlamm gebadet hat", meint Arundati. Das bleibt uns heute abend erspart, weiter als bis zum Knöchel sinken wir nicht in den weichen, dunkelbraunen Schlamm und an der anderen Seite findet Rama sogar eine Stelle, an der wir relativ trockenen Fußes aussteigen können. Es ist zwischenzeitlich dunkel geworden. Arundatis Mahnung, die Taschenlampe zu benutzen, denn "after all it's forest" (schließlich sind wir hier im (Ur)wald), macht mir bewußt, daß ich mich hier

und jetzt tatsächlich in dem befinde, was als "Primärwald" in Berlin am Schreibtisch fast romantisch klingt, als Realität aber durchaus gefährlich sein kann.

### Manibeli

Das Haus der Andolan ist sehr geräumig, ein großer Raum, von dem nur eine Küche abgetrennt ist. Auch hier gibt es keinerlei Möbelstücke. Der Boden ist gestampfter Lehm, über den zur Hälfte einer der typisch indischen Webteppiche gebreitet ist. Vor dem Haus neben der Eingangstür befindet sich über die gesamte Länge der Frontseite ein etwa ein Meter hoher und eineinhalb Meter tiefer "Tisch" aus Holz, der sich als Bett für die heißen Sommernächte entpuppt, tagsüber aber auch als Sitzfläche dient.

Mein dringendstes Bedürfnis nach diesem heißen und staubigen Tag ist ein Bad. Das muß jedoch bis zum nächsten Morgen warten, weil es in der Dunkelheit viel zu gefährlich wäre, zu dem Quellbach zu gehen. Stattdessen gibt es aus einem großen Tonkrug ein wenig Wasser, das täglich von der Narmada hier heraufgetragen werden muß. Es gibt keine Toilette, ich werde gewarnt, mich nicht zu weit vom Haus zu entfernen, denn "after all it's forest". Diese Mahnung läßt mich schließlich auch auf eine Nacht unter freiem Himmel verzichten.

(Wird in 'Südasiens' 1/93 fortgesetzt)

**Nicht täglich -  
aber gründlich**



**blätter  
des iz3w**

**Themenschwerpunkte  
der letzten Hefte:**

- Nr. 182: Nahost-Friedensverhandlungen
- Nr. 183: Nationalismus II
- Nr. 184: Mittelamerika
- Nr. 185: Verstädterung
- Nr. 186: Israel in den 90er Jahren

8 mal im Jahr für DM 48,-  
Einzelheft DM 6,-

**Bezug:**  
Informationszentrum Dritte Welt,  
Postfach 5328, 7800 Freiburg